Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 6 (1916)

Heft: 31

Artikel: Aus Holland [Fortsetzung]

Autor: Greyerz, T.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-640262

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

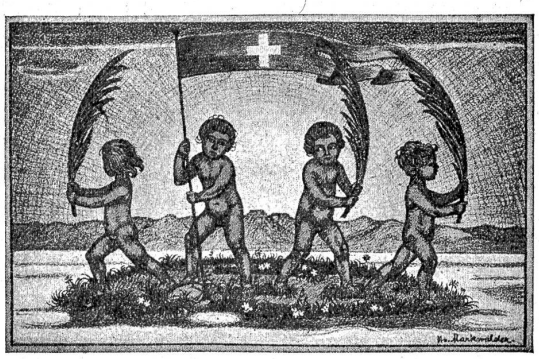
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

unser Verhältnis zum Krieg in der Gestalt der garbensammelnden Ceres, der Göttin der bürgerlichen Ordnung



Bundesfeierkarte 1916, entworfen von Hans Markwalder, Zürich.

und des produzierenden Fleißes, die den Kriegsgott Mars energisch von sich weist. Mars senkt erzürnt, aber respektvoll Schwert und Fackel. So wird die Schweiz jede Versuchung und Provokation zum Kriege, komme sie von außen oder von innen, von sich weisen und in ihrem Willen zum Frieden verharren.

Die Adreßseite ist von Kunstmaler Aloys Balmer in Luzern gezeichnet; sie enthält nebst dem Text eine Vignette, das Bild des Bruders Klaus, eine Mahnung zur innern Einigkeit. Die beiden Karten sind in Farbenlithographie ausgeführt von den Zürcher Firmen Art. Institut Orell Füßli und Gebr. Fretz. — Neben den beiden Postkarten gelangen die gleichen Motive auch als Gedenkblätter in Folioformat zu Fr. 3.— zum Verkauf. Der Reinertrag beider Ausgaben ist nach dem Beschluß des Bundesrates zur Unterstützung schweizerischer Wehrmänner bestimmt, die infolge des Wehrdienstes in finanzielle Not geraten sind. Freiwillige Gaben zu vaterländischen Zwecken nimmt das Bundesfeierkomitee durch alle Schalter der Schweizerischen Volksbank entgegen, die in hochherziger Weise bereits einen Betrag von 5000 Fr. gezeichnet hat. Auch andere Bankinstitute leiten solche Gaben weiter; ferner können freiwillige Einzahlungen auf den Postscheck des Schweizerischen

Bundesfeierkarte 1916, entworfen von Henri Claude Forestier, Genf.

Bundesfeierkomitees in Zürich VIII/4415 gemacht werden. Wir wünschen dem vaterländischen Unternehmen den besten Erfolg.

Aus Holland.

Reiseeindrücke von Dr. Th. Greyerz, Frauenfeld.

Amsterdam. 2.

Die Hauptstadt eines Landes ist das Gesicht, worin sich die Eigenart von dessen Volkstum wohl am deutlichsten und am interessantesten ausprägt. Diese Behauptung gilt sicher für Paris und London, weniger für Berlin und Mailand; von Amsterdam wird man sagen können: hier ist Holland! Willst Du wissen, wie der Holländer lebt und strebt, so schau Dir diese Stadt an, wandle durch ihre Gassen, am Hafen, an den Grachten entlang, so wird Dir das Wesentliche der niederländischen Kultur kaum entgehen. Deshalb bin ich froh, daß ich gerade in dieser Stadt zehn Tage zubringen durfte und dazu noch in dem Heim meines Freundes einen festen Punkt hatte, von dem aus ich mich in das Getriebe der Weltstadt hineinbegeben konnte, ohne mich ganz darin zu verlieren. Man glaubt nicht, was für eine Beruhigung es dem Reisenden gewährt, wenn er in einer Großstadt irgendwo daheim ist. Ich würde daher jedem Fremden, der eine solche für mehrere Tage besucht, anraten, sich wenigstens in einer Pension mit mehr familiärem Charakter festzusetzen; er wird seinen Sinnen und Nerven damit einen guten Dienst leisten. Denn man muß auch Zeit und Sammlung finden, um in Ruhe die Eindrücke des Tages sich verfestigen zu lassen. Auch wenn man im Gasthaus zu wohnen gezwungen ist, sollte dieses nicht nur die Schlafstätte für die Nacht sein, sondern man sollte dort Gelegenheit haben, auch über Tag auszuruhen, Aufzeichnungen zu machen und dergleichen.

Amsterdam ist die Hauptstadt Hollands, doch nicht die eigentliche Residenz der Königin, die bekanntlich im Haag zu suchen ist. Ich möchte es den Sitz des vornehmen, mehr republikanisch gesinnten Bürgertums nennen, das seinen Stolz in der Arbeit, im Handel sucht, weil es durch sie groß geworden ist. Es ist bezeichnend, daß der mächtige Paleis, mitten in der alten Stadt, das Absteigequartier der Königin, nichts anderes ist als das Rathaus, das im 17. Jahrhundert die Bürger von Amsterdam sich selbst zur Ehre erbaut haben. Es ist ein gewaltiges Gebäude, in riesigen Quadern erbaut, von denen jeder einzelne zu Schiff aus fremdem Lande hieher geführt werden mußte. Wohl nie hat eine Stadt ein größeres Rathaus besessen; das berühmte der Augsburger nimmt sich daneben bescheiden aus. Ich sage das, obschon ich den Paleis nur von außen betrachten konnte, da eben ein Besuch der Königin in Aussicht stand; das Gebäude drückt schon an sich den ganzen Stolz des Bürgertums aus. Die Räume im Innern sollen durch ihre große Ausdehnung imponierend wirken.

Amsterdam ist das Venedig des Nordens genannt worden; es hat diesen Namen besonders seiner Bauart zu verdanken, nicht nur dem durch Handel erworbenen Reichtum und dem aristokratisch-republikanischen Bürgertum, das hier wie in der Lagunenstadt seine Macht entfaltet hat: es ist wie Venedig auf Pfählen erbaut, die in den Schlamm des Marschbodens bis 18 Meter tief eingerammt sind und selbst die schwersten Gebäude bis zum heutigen Tage tragen müssen. Amsterdam ist wie Venedig eine Wasserstadt, das heißt, es ist mit Ausnahme der neuesten Stadtviertel kreuz und quer von Kanälen durchzogen, die ein ganzes System von Verkehrsadern bilden. Freilich vollzieht sich die Personenbewegung nicht wie in Venedig auf Gondeln, überhaupt nicht auf den Kanälen, sondern überall sind rechts und links von diesen breite, oft von Bäumen beschattete Straßen angelegt. Außerdem führen eine Menge Straßen quer über den Gürtel der Kanäle, die die innere Stadt umziehen, aus dieser hinaus in die äußere Stadt. Die Gürtelkanäle, die man am besten mit den Pariser Boulevards und dem Stadtgraben jeder älteren Stadt (z. B. Frankfurt a. M.) vergleichen kann, heißen Grachten oder

Singel; Gracht ist das holländische Wort für Graben, Singel stammt vom lateinischen Cingulum (Gürtel). Wenn ich die Kanäle von Amsterdam mit einem System von fein verzweigten Adern vergleiche, so gibt es da noch eine Hauptader, die breiter als die anderen und senkrecht zu diesen ins Herz einmündet: es ist die Amstel, der Fluß, dem Amsterdam seinen Namen verdankt (Amstelodamum). Binnen- und Buiten-Amstel entsprechen etwa der Innen- und Außen-Alster in Hamburg, nur daß die Alsterbecken in der letzteren Stadt bedeutend größer sind als die der Amstel. Aber auch an den Ufern dieses Flusses ziehen sich prächtige Quaianlagen und über ihn wölben sich breite Brücken, über die der Verkehr flutet. Wenn man dieser Ader ins Innere der Stadt folgt, so fühlt man, daß man in einer Weltstadt ist. Wagen drängt sich an Wagen; vorbei an dem grünen Rembrandtplein (d. i. Platz), durch die enge Kalverstraat, wo die Damen und Herrchen ihre Toilette zur Schau tragen, geht es zum Dam, einem von der Hauptkirche (Nieuwe Kerk) und dem Paleis eingeschlossenen Platz, dann an der mächtigen neuen Börse vorbei zum Bahnhof, der „Central-Spoorweg-Station". Hier sind wir schon mitten im Hafen; denn das große Gebäude liegt auf einer Insel, die durch 6 Brücken mit ihrer Umgebung verbunden ist. Amsterdam ist nicht am Meer gelegen, so wenig wie Hamburg oder Bremen; die Bucht, die es mit der See verbindet, heißt das Ij (Y) und ist ein stromartiger Eingang in die Zuidersee, die ihrerseits ja auch von der Nordsee durch das schmale Nordholland und die westfriesischen Inseln mit ihren engen, seichten Durchgängen fast abgeschlossen ist. Die natürliche Lage der Stadt ist also für die Seefahrt nichts weniger als günstig; es braucht schon großartige Kanal- und Schleusenbauten, um die notwendigen Zugänge zu schaffen. Früher war Amsterdams Lage übrigens gar nicht ungünstig, da die kleinen Segelschiffe ganz bequem über die Zuidersee in den Hafen der Stadt einfahren konnten. Der wichtigste von diesen ist der Nordseekanal, der von Amsterdam in westlicher Richtung mitten durch Nordholland führt und große Seeschiffe aufnehmen kann, die im Hafen der Stadt wie Riesen dastehen. Ganz große Seeschiffe, wie die gewaltigen Amerikadampfer, kommen freilich nur nach Rotterdam. Ist auch der Verkehr hier, wie mir gesagt wurde, lange nicht so groß wie in Rotterdam, so war ich Landratte doch erstaunt genug über das Bild des Weltlebens, das sich mir auf Gängen und Radfahrten über die Hafendämme auftat. Die herrliche Beleuchtung, die in Holland bei gutem Wetter durch die frische Seeluft Menschen, Schiffen und Häusern zuteil wird, ließ mich diese Welt mehrmals in vollem Glanze sehen, so daß ich voll Begeisterung immer wieder nach dem Hafen hinausfahren wollte. Mein Freund benützte seine alten Beziehungen als Angestellter eines Schiffmakler-Geschäfts, um mir Eintritt in die größte Werft von Amsterdam zu verschaffen. So standen wir bald auf den eisernen Tragbalken eines riesigen Schiffskörpers, der sich aus der Masse der niedrigen Werkstätten erhob. Es war ein Indienschiff, das hier seiner Vollendung entgegenging. Hunderte von „Nageljungen" — das sind jugendliche Arbeiter, die nichts anderes zu tun haben, als die großen rundköpfigen Nägel in die Nieten der eisernen Wanten einzuschlagen — waren in fieberhafter Eile beschäftigt, ihr rotglühendes Eisen an Ort und Stelle zu bringen; ein ohrenbetäubendes Hämmern sagte uns, wie eilig sie es hatten. Ein eben erst beendigter Streik hatte die Arbeit sehr in Rückstand gebracht, und wenn nun die Lieferungsfrist innegehalten werden sollte, so mußte mit doppeltem Eifer das Versäumte eingeholt werden. Ein anderes Schiff, das wir bestiegen, war zur Aufnahme von Oel bestimmt; der ganze innere Raum wird hier ohne Abteilungen mit der kostbaren Flüssigkeit gefüllt. Zum Heben der großen eisernen Wanten sind riesige Kräne in Tätigkeit, schmale eiserne Gerüste, die sich auf Rollen bewegen und ihren Arm nach allen Seiten ausstrecken. Wir erhielten die Erlaubnis, auf einen derselben zu klettern und wurden oben mit einem wunderbaren Ausblick über diese ganze Welt belohnt. Die Brise erfrischte uns, die herrliche blaue Luft wob einen poetischen Duft über das Wirrwarr von Dämmen, Schuppen, Werkstätten, Schiffen, Kanälen, Schleusen und Brücken und ich vergaß beim Genuß der schönen Aussicht gern das Kopfweh, das mich beim Ersteigen der steilen Wendeltreppe belästigt hatte.

Als wir von unserer luftigen Höhe herunter geklettert waren und wieder festen Boden unter den Füßen hatten, fuhren wir mit dem Rad den Schleusen zu, die sich an der Mündung des Y in die Zuidersee befinden. Es sind gewaltige Werke, durch die der Wasserstand des Hafens geregelt wird. Nur kleinere Schiffe finden hier von Zeit zu Zeit Eingang; sie müssen vielleicht eine halbe Stunde bis zur Oeffnung der Schleuse geduldig warten. Das erklärte uns ein alter Schleusenwärter, der uns und unsern Rädern den schmalen Uebergang öffnete und daran einige weise Betrachtungen anknüpfte. Etwa 10 Kilometer draußen in der Zuidersee, die hier so binnenländisch wie der Bodensee aussieht, erhebt sich auf einer ganz kleinen Insel das Fort Pampus, um den wichtigen Eingang ins Innere des Landes zu bewachen. Wir fuhren auf der anderen Seite des Y zurück und ließen uns auf einer großen Fähre wieder zum Bahnhof übersetzen.

Das war ein Blick in das neue Amsterdam. Ich hoffe, Sie sind wenigstens davon überzeugt, daß die Stadt mit ihren bald 600,000 Einwohnern noch nicht zu den vergangenen Größen gehört, sondern mitten im Kreislauf des Lebens steht. Wenn Sie mir das noch nicht glauben, so lade ich Sie zu einem Besuch der neuen Börse ein, in der Mittagsstunde zwischen 2 und 3 Uhr. Laien wie ich und mein Freund oder Nichtmitglieder zahlen ein Eintrittsgeld von ½ Gulden (1 Fr.), um in den großen Saal zu gelangen. Hier gehen die Handelsleute allein oder in Gruppen auf und ab, besprechen ihre Angelegenheiten mit verhältnismäßiger Ruhe (in Frankfurt ging es viel toller zu), setzen sich dann, um einige Notizen zu machen, um Telegramme aufzugeben, oder gehen, um an ihren Prinzipal zu telephonieren, in einen hübsch ausgestatteten Seitenraum. Ein Verwandter und einige Bekannte meines Freundes begrüßten uns freundlich; aber wir kommen ihnen doch offenbar als rechte „Outsiders" vor; unsere Gesichter sehen gar zu harmlos aus. Das eigentliche „Heiligtum" des Gebäudes ist die „Effektenbörse", nur für Mitglieder zugänglich, ein kleiner Raum, der durch ein Gitter vom großen Saal getrennt ist. Hier geht es stürmisch genug zu. Ein junger Mann stellt sich in einem Winkel auf, hält ein Papier in die Höhe, gestikuliert und ruft eifrig drauf los; was eigentlich seine Absicht ist, wird uns natürlich nicht klar; er hat offenbar eine wichtige Nachricht mitzuteilen, die für den Kurs eines Papiers von Bedeutung ist. Die Leute könnten chinesisch oder deutsch reden — ich verstände nicht weniger und nicht mehr von ihren Verhandlungen, sprachlich und inhaltlich; denn ich bin nicht Kapitalist und lese die Börsenberichte in den Zeitungen nicht.

Viel ruhiger, ganz bürgerlich oder fast bäuerlich gesetzt geht es auf der Getreidebörse nebenan zu. Hier darf man getrost eintreten; es ist kein Auflauf zu befürchten. Die Händler gehen mit Warenproben, die sie in kleinen Säckchen bei sich tragen, auf und ab; das Geschäft scheint sich hier in ganz bestimmten und gewohnten Grenzen zu bewegen. In Moskau und Berlin ist das vielleicht anders, weil dort der Getreidehandel eine ungleich größere Bedeutung als in Amsterdam haben dürfte. — Das Gebäude ist übrigens an sich eine Sehenswürdigkeit; sein Stil war Gegenstand eines heftigen Streites, da der Architekt, der den Plan machte, die herkömmliche Prunkrenaissance, in der die umliegenden Gebäude gehalten sind, mit Bewußtsein mißachtete und nur einen Ziegelbau in fast roh zu nennenden rechteckigen Formen mit einem ebensolchen Turm errichtete.

Aehnlich ist das Innere; alles, nur nicht elegant; dafür erkennt man überall den selbständigen Künstler, der aus seinem eigenen Geist heraus etwas Neues schafft, aus einem Geist, der seinen Mitbürgern in Bauformen und Fresken etwas zu sagen hat, worauf sie sonst nicht gekommen wären. Die Reliefs im Innern und an der Vorderseite, den Handel darstellend, sind ebenso eigenartig wie die Inschriften, deren Wortlaut ich leider nicht behalten habe. Das Ganze wirkt erfrischend, besonders an einer Stelle, wo man nur den nach Geld fragenden und rechnenden Geschäftsgeist zu finden erwartet. (Fortsetzung folgt.)

Monsieur Chaparc.

Von Ernst Bütikofer, Biel.

Ich lernte Herrn Chaparc im Ingenieurbureau einer Großfirma kennen. Wir arbeiteten im gleichen Saale. Sein Pult war das letzte der langen Reihe.

Herr Chaparc war wohl der reservierteste von allen Kollegen. Ein Mensch, der sehr vornehm auftrat. Auch im heißen Sommer sah man ihn nicht ohne Glacéhandschuhe. Fiel ihm ein Blatt Papier auf den Boden, bemühte er sich nicht darum. Er klingelte einfach dem Bureaudiener, der das Blatt aufheben mußte. Und ein leises Lächeln wurde dann bei Chaparcs Nachbar geboren und huschte rasch über die Gesichter aller Ingenieure.

Wochen verflossen und noch hatte ich mit Herrn Chaparc kein Wort gewechselt. Aber eines Tages hatte ich einen ganz speziellen Fall in Bearbeitung und bat einen Kollegen um nähere Auskunft.

„Je ne sais pas plus que vous. Adressez-vous à Monsieur Chaparc."

Mit einem unsichern Gefühl näherte ich mich dem Unbekannten. Seine rechte Hand packte rasch meinen obersten Rockknopf und voll Interesse und Wärme erklärte er mir in überaus populärer Weise meinen Fall. Mein Kontakt mit Herrn Chaparc war hergestellt.

Er war ein Idealist noch mitten in der Großbetriebsprosa, die doch sonst mit ihrer Schablonenmäßigkeit alles in ihren Bann zwingt. Mochte die Großfirma tausend und mehr Angestellte während acht Stunden im Tage verschlucken, ihrer Seele, ihrer Individualität berauben, sie zu Nummern, zu Abteilungen degradieren, Herr Chaparc blieb Herr Chaparc! Die stramme Geschäftsorganisation konnte ihn nicht niederringen. Er bewahrte sich seine eigene Seele im Reiche des Unpersönlichen. Für diese Seele, für seine Seele war die Großfirma nur eine Lieferantin von ungemein interessanten Problemen, die sein ganzes Ich ausfüllten. Wie er zu Hause ein eifriger Verehrer aller schönen Künste war, identifizierte er während der Arbeitszeit seine Person mit der Seele der Großfirma. Jeder Angelegenheit ließ er eine Sorgfalt angedeihen, als ob es sich nicht um Geld und Ehre der Großfirma, sondern um das eigene Wohl und Wehe gehandelt hätte. Er sprach nicht von Projekten, die er auszuarbeiten hatte, sondern von „seinen" Kostenanschlägen. Sprach auch sehr häufig von „mes commandes pendant ce mois" oder „mon chiffre d'affaires". Und wurde noch häufiger geneckt.

„He, Monsieur Chaparc, hat Ihr Geschäftsumsatz schon die erste Million erreicht? — Monsieur Chaparc, welche Dividende werden Sie dieses Jahr wohl auszahlen können? — Haben Sie sich denn schon im Handelsregister angemeldet?"

Machte er gelegentlich einen Rundgang durch die Werkstätten, war er nach seiner Rückkehr stets enttäuscht, daß während seiner Abwesenheit niemand nach ihm verlangt hatte. Das gab wieder Stoff zu spöttischen Bemerkungen.

„Monsieur Chaparc, on ne vous a pas demandé!"

Man lachte ja so gerne über Herrn Chaparc und ich lachte mit.

Chaparc war ein Belgier. Natürlich mußte er im Jahre 1910 die Weltausstellung in Brüssel besuchen. An einem Montag war es, als von ihm bei der Großfirma ein Telegramm eintraf: „Ausstellung fast vollständig durch Feuer zerstört, unser Stand glücklicherweise verschont!"

Ungläubig schaute man sich an. Eine ganze Ausstellung abgebrannt? Das gibt es ja gar nicht! „Herr Chaparc hat wohl jemanden eine Zigarette rauchen sehen," meinte ein Direktor! Wir lachten und setzten ein Telegramm an Chaparc auf: „Feuerwehr Bümpliz abgeht sofort, Extrazug Brüssel!"

Wie wir das Telegramm aufgeben wollten, kam die Mittagsnummer der „Neuen Zürcher Zeitung" ins Geschäft und damit die Bestätigung von dem Ausstellungsbrand. Da warfen wir unser Telegramm in den Papierkorb!

„Hätten Sie die Güte, für mich einen deutschen Brief zu schreiben?"

Da saß ich schon an der Schreibmaschine.

„Aber ich kann nicht deutsch!"

„Diktieren Sie nur französisch!" Und es imponierte Herrn Chaparc gewaltig, daß er in einer Sprache fließend diktieren und ich das Diktat gleich in einer andern Sprache niederschreiben konnte. Von da an mußte ich viele Briefe für ihn schreiben. Einmal solche ganz privater Natur. Dazu ließ er mich am Abend in seine Wohnung kommen. Dort zeigte er mir dann einen Orden. Es war die belgische Lebensrettungsmedaille. In schlichten Worten erklärte er mir die Bergwerkkatastrophe. Wie er in den Schachttrichter hinuntergeklettert sei, um zu erkundigen, ob zwei Verschüttete noch gerettet werden könnten. Ein kleines Turnerstück sei es gewesen, weiter nichts, nichts! Da mußte ich wieder über Herrn Chaparc lachen. Es war ein dummes Lachen! Wer rückwärts buchstabieren muß, schaut nie geistreich drein!

„Je penserai à vous" meinte Chaparc, als er die Großfirma verließ und sich einen selbständigern Wirkungskreis aussuchte.

Das hatten schon viele gesagt. Darauf gab ich nichts!

Aber Monsieur Chaparc dachte an mich. Manche Uebersetzungsarbeit hat er mir zugewiesen. Für viele Hunderte von Franken hat er mir damit lohnenden Nebenverdienst gegeben (die Steuerkommission braucht es nicht zu wissen).

Wieder lächelte ich über Herrn Chaparc. Es war ein zufriedenes Lachen. Ich hatte wieder einen Mann der Tat kennen gelernt.

Dann kam der Krieg. Und plötzlich hieß es, Herr Chaparc sei als Freiwilliger in die belgische Armee eingetreten. Dieser Chaparc, der Mann, der nicht ohne Glacés sein konnte, der sich nicht einmal für ein heruntergefallenes Blatt bückte, der sich seine Bleistifte vom Bureaudiener spitzen ließ, der sollte freiwillig die Strapazen eines Feldzuges auf sich genommen haben? Und doch war es so. Eine Ueberraschung folgte der andern: die Belagerung von Antwerpen sah Chaparc schon als Sergeant. Später trug ihm sein tapferes Verhalten vor dem Feind die Beförderung zum Offizier ein. Lobend wurde sein Name vor wenigen Monaten in einem Tagesbefehl erwähnt.

Da lächelte ich wieder. Ein stolzes Lächeln war es! Dieser Chaparc ist ein ganzer Mann! Ein Mann, wie ich noch wenige getroffen habe. Und das erfüllt mich mit Stolz.

Mutter Erde.

Ein Wölklein wandert über Feld und Heide:
„Kein Jahr, das dir nicht neue Furchen zieht,
Doch nie klagst, Erde du, wie dir geschieht!"

„Was soll ich," spricht sie, „klagen was ich leide?
Nur wo der Pflug ging, reift der Sommer Aehren —
Und ich bin Mutter und ich muß ernähren!"

Walter Dietiker.